

SCHMIDT'S FILMECKE

Der Löffel bleibt im Mokka stecken

► JOACHIM SCHMIDT über «Get Hard», «Babadook» und «Water Diviner»

Trotz kommerziellem Erfolg bläst der Blödelkomödie «Get Hard» ein steifer Wind entgegen. US-Kritiker stempelten den Film als beleidigend und humorlos ab, warfen ihm gar Rassismus und Homophobie vor. Völlig absurd. «Get Hard» ist harmlos, manchmal sogar lustig. Ulknudel Will Ferrell spielt einen protzigen Vermögensverwalter, der allen Ernstes daran glaubt, dass in Amerika jeder durch harte Arbeit reich werden kann. Als ihm wegen Betrugs eine Gefängnisstrafe droht, fleht er in schier unendlicher Ignoranz seinen schwarzen Autowäscher (Kevin Hart) an, ihn auf den Knast vorzubereiten und abzuhärten. Die gesellschaftskritischen Untertöne machen dabei manch faden Gag wett. So meint etwa Kevin Harts Tochter, dass Ferrell nicht mal einen Tag in ihrer Schule überleben würde. Die Rassenkrawalle in Baltimore verleihen dem Film ungewollten Ernst, der von Hollywood oft zelebrierte Mythos des American Dreams wird zur bitteren Pointe. Dass sich angloamerikanische Kritiker von «Get Hard» angegriffen fühlen, ist bemerkenswert.

SCHMIDT MEINT: 6/10

*

«Der Babadook» ist das wundervolle Debütwerk der Australierin Jennifer Kent, zeitlos, ästhetisch fesselnd und nervzerreissend bis zum Davonlaufen. Kent zaubert mit magerem Budget einen mustergültigen Horrorfilm, der ganz ohne Jump-Scares, CGI-Effekte und aufdringliche Orchester-Arrangements auskommt. Hinreissend, wie man mit einfachen Kratzgeräuschen Gänsehaut hervorrufen kann. Einem Pochen an der Tür. Oder einfach nur



Ein Knabe wie aus «The Shining», eine Mutter wie aus «The Others»: keine schlechte Mischung. (ZVG)

Stille. Der wahre Horror verbirgt sich im Schatten, im Wort, in der Psyche. Das funktioniert aber nur, wenn die Geschichte stimmt. Und das tut sie allemal: Eine alleinerziehende Mutter, verwitwet, ausgebrannt, versucht ihren angstgepeinigten Sohn vor den imaginären Schlafzimmer-Monstern zu beschützen. Der weiss sich selbst zu helfen und bastelt Waffen. Eines Tages kommt er mit einem angestaubten Kinderbuch angerannt: «Wer das hier liest, schau hin und guck, wird ihn nicht mehr los, den Babadook», liest die Mutter verheissungsvoll und blättert weiter... Was darauf folgt, ist ein ergreifender Film über Verlust und Trauerbewältigung, Vorurteile und Mutterliebe – mehr als nur eine gruselige Gutnachtgeschichte. SCHMIDT MEINT: 9/10

*

Hat Russell Crowe Regiedebüt «The Water Diviner» Schwächen? Oh ja. Zu viele, um hier alle aufzuzählen. Hätte Crowe besser eine dreiteilige Fernsehserie daraus gemacht? Bestimmt. Haperts mit den geschichtlichen Fakten? Einige Historiker behaupten es zumindest. Fest steht, dass 1915 auf der türkischen Halbinsel Gallipoli 100000 Soldaten ihr Leben liessen, darunter Australier und Neuseeländer, doch hauptsächlich Türken.

Russell Crowe spielt einen schwermütigen australischen Farmer, der vier Jahre später in die Türkei reist, um die Überreste seiner drei gefallenen Söhne zu finden. Eine spirituelle Reise, zuweilen mit so viel Zucker angerührt, dass der Löffel im Mokka steckenbleibt. Wortwörtlich.

Doch es ist ein versöhnlicher Film, der das Herz am rechten Fleck hat.

SCHMIDT MEINT: 5/10



JOACHIM SCHMIDT wuchs in Cazis ohne Fernseher auf. Heute lebt der

Filmfreak und Schriftsteller in Islands Hauptstadt Reykjavik. www.joachimschmidt.ch



«Wenn es einem ständig gesagt wird, glaubt man es irgendwann»: Zilla Leutenegger, Not Vital und Ester Vonplon (von links) sprechen über Graubünden und über ihre Kunst. (Foto Marco Hartmann)

Dem Wesen der «Bündner Kunst» auf der Spur

Ester Vonplon, Zilla Leutenegger, Not Vital: Drei Bündner Künstler aus drei verschiedenen Generationen stellen sich die Frage, was sie verbindet.

► JULIAN REICH

A

Alle kommen sie an diesem Tag aus verschiedenen Richtungen. Ester Vonplon aus Castrisch, wo sie Teile ihrer Kindheit verlebt hat und noch heute familiäre Verbindungen besitzt; Zilla Leutenegger aus Zürich, wo sie seit mehr als zehn Jahren lebt und arbeitet; Not Vital reist zwar aus Sent an, ist dort aber auch erst tags zuvor angekommen, gerade war er in Barcelona. Verschieden ist auch ihre Kunst: Vonplon, die Fotografin, Leutenegger, die Zeichnerin und Videokünstlerin, Vital, der Plastiker und Baukünstler.

Vonplon, Leutenegger, Vital: Drei erfolgreiche Exponenten drei er verschiedener Künstlergenerationen. Was sie verbindet? Sie sind der Einladung zu einem Gespräch gefolgt, das genau das herausfinden will: Was sie als Künstler aus Graubünden gemeinsam haben. Ob es etwas gibt, das das hiesige Kunstschaffen von jenem anderer Regionen unterscheidet. Ob es so etwas gibt wie die «Bündner Kunst».

Drei Wege, ein Ziel

Ihre Wege in die Kunst zumindest sind so ähnlich und verschieden wie viele andere auch. Vital erinnert sich an eine Kindheit in den Wäldern und Wiesen des Engadins, wo das Kreieren von Dingen, von Baumhütten und Verstecken, auf natürliche Weise vor sich ging. Später kam er durch den Kunsthistoriker Max Huggler mit Werken grosser Meister in Kontakt.

Nach der Kantonsschule in Chur, mit der er fast nur schlechte Erinnerungen verbindet, führte ihn das Leben bald nach Paris und New York, wo er sich endgültig für das Künstlerdasein entschied. Seither lebt er in Sent und New York, nach und nach kamen weitere Wohnsitze hinzu, zum Beispiel in China und im

Niger, wo er sich auch sozial engagiert. Das «New York Times Magazine» nannte Vital einmal den «Picasso von heute».

Bei Zilla Leutenegger führte erst ein Umweg in die Kunst. Sie absolvierte die Handelsschule in Chur und später die Textilfachschule in Zürich und arbeitete fünf Jahre lang im Einkauf einer Modefirma, bis sie die Hochschule der Künste besuchte. Vor diesem Entscheid habe sie sich stets nur mit Ach und Krach durchgeboxt. «Die Kunst war mein Ausweg», sagt sie, und erzählt von der Genugtuung, die sie spürt, wenn sie heute daran denkt, wie mitleidig ihre Lehrer sie jeweils anschauten.

Heute stellt Leutenegger in hoher Kadenz aus, erst vor wenigen Monaten im Franz Gertsch Museum in Burgdorf, aber auch in Spanien und Deutschland. In ihren weder der Zeichnung noch dem Video eindeutig zurechenbaren Installationen beschäftigt sie sich auf poetische, reduzierte, aber auch chiffrierte Weise mit ihrer eigenen Biografie.

Ester Vonplon nahm ebenfalls den Weg über eine «gutbürgerliche» Ausbildung. Mit der Fotografie in Kontakt kam sie erst während eines längeren Aufenthaltes in Berlin, und zwar eher zufällig. Bald reiste sie durch den Balkan und fand dort eine Familie, die sie über mehrere Wochen begleitete. Daraus entstand eine Serie, mit der sie den Swiss Photo Award gewann. Noch heute ist ihre Arbeitsweise geprägt von der Langsamkeit, mit der sie sich ihres Motivs annimmt. Gerade erst hat sie gemeinsam mit dem Sänger Stephan Eicher eine Publikation hervorgebracht.

Das Mantra

Drei Künstler, drei Blicke auf Graubünden, dessen Kulturschaffen ja so lebendig und vielfältig sein soll. Man leitet das her von der Situation des Kantons als Bindeglied zwischen Norden und Süden, vom steten Austausch des Eigenen mit dem Fremden.

So heisst es zumindest. Aber ist das mehr als ein Mantra, das sich die

Hiesigen gerne vorsagen? «Natürlich glaubt man irgendwann, dass man etwas Besonderes ist, wenn es einem ständig gesagt wird», meint Vital ironisch, um zugleich darauf hinzuweisen, dass da doch eine spezielle Anziehungskraft vorhanden ist. Von Giovanni Segantini über Joseph Beuys bis Richard Long hätten immer wieder grosse Künstler etwas vorgefunden, das sie inspirierte. Es muss also etwas dran sein an diesem Lebensraum.

Auch in Zürich, sagt Leutenegger, werde Graubünden als kulturell sehr aktiver Teil der Schweiz wahrgenommen. Selber sehe sie das Denken in kantonalen Grenzen je-

«

Heute macht jeder alles – und das nicht immer gut

»

doch als wenig sinnvoll an. «So denkt man doch nur, wenn man den eigenen Kanton oder das Land noch nie verlassen hat. Der Kunst nützt es nichts, wenn man Grenzen zieht.» Vielmehr hätten sich überall Grenzen aufgeweicht, hätten sich Polaritäten abgeschwächt.

Eine Tendenz, die auch Vonplon wahrnimmt, gerade was den Gegensatz von Stadt und Land angeht. «Es gibt mittlerweile sehr gute Initiativen, die in der Provinz stattfinden. Vor 15 Jahren war das anders, da hätte ein Ausstellungsraum wie die Stalla Libra in Sedrun noch keine Chance gehabt.»

Globaler Massstab

Eine Veränderung beobachtet auch Vital, wenn auch eher im globalen Massstab: Heute gelten Künstler aus dem Irak oder Buthan als angesagt, «diese Öffnung für andere Weltgegenden ist doch fantastisch.» Selber habe er noch in einer Zeit mit Kunst angefangen, in der man darüber stritt, ob

Fotografie überhaupt Kunst sei. «Heute nennt sich jeder Künstler», sagt er, seine Haltung dazu ist ambivalent. «Natürlich ist es toll, wenn jemand sagen kann: Ich bin Künstler, aber zur anderen Hälfte bin ich Coiffeur. Gleichzeitig muss man vorsichtig sein, denn so leicht ist es dann eben auch wieder nicht. Kunst muss etwas leisten. Es geht darum, ein Werk zu schaffen, das für sich bestehen kann. Das ist nicht einfach.»

Vonplon teilt eine Beobachtung aus ihrem Kunststudium: «Früher hat man zum Beispiel nur gemalt, heute macht jeder alles – und nicht unbedingt immer gut.» Die Kunst ist durch die Hochschulen akademisiert worden, was sich unter anderem darin zeigt, dass oftmals auf Konzepten beruhende Werke geschaffen werden – deren Ausführung aber nicht immer glückt.

Vitals Bubentraum

Ist es die Ernsthaftigkeit, mit der sie ihrer Tätigkeit nachgehen, die die drei Künstler eint? Vonplon, die sich Zeit nimmt, um ihre fotografischen Recherchen anzustellen, Leutenegger, die sich in ihren Werken selber erforscht und sagt, dass man «nirgends so schön scheitern kann wie in der Kunst».

Auf der anderen Seite Not Vital, der sich lustvoll einen Bubentraum verwirklicht, indem er auf jedem Kontinent ein Haus baut, um den Sonnenuntergang zu betrachten. In Amerika, Afrika und Europa ist das bereits gelungen, bald soll Asien folgen. Nirgends aber, so Vital, sei es so schwierig wie in der Schweiz. Er erwähnt die Auseinandersetzungen, die es brauchte, bis sein Park in Sent bewilligt war. Und erzählt das mit einer Mischung aus Amüsement und Verärgerung.

Vielleicht ist es das: Die zeitgleiche Anziehung und Abstossung, mit dem die drei das Land ihrer Kindheit erfahren, diese Faszination, die plötzlich in Irritation umkippen kann, wenn es wieder zu kleingeistig wird. Wenn man sich zu sehr damit beschäftigt, was nun typisch Bündnerisch ist.